Der Biedermeier.

Humoreske von Hedwig Abt.

Es war ein Maler und sie hatte auch nichts — die alte traurige Geschichte. Sie hatte aber eine Tante. Und diese Tante war's ja gerade, was die Geschichte zwischen Fritz Meier und Aennchen Gadebusch so traurig machte. „Der alte geizige Drachen", nannte Fritz Meier in den Tiefen seines Malergemüths besagte Tante. Aber eigentlich geizig war sie nicht, sie hielt nur zusammen, was sie hatte, und sie hegte eine tiefe Verachtung für Leute, die das nicht verstanden. Solche Leute waren ihr die Künstler im allgemeinen und die Maler im ganz besonderen. Die konnte sie für den Tod nicht ausstehen. Kam aber dazu noch das andere —

„Wenn Du wenigstens nicht Meier hießest," stöhnte Aennchen. „Ich finde Meier ganz nett, aber Du hast ja keine Ahnung, wie die Tante gerade in Namenssachen ist —"

Doch, er hatte eine Ahnung, Aennchen hatte ihn öfters darüber aufgeklärt, wie Fräulein Anastasia Floribus nach dem Motto verfuhr: „Sage mir, wie Du heißt, und ich will Dir sagen, wer Du bist." Konnte sich auch nicht jeder eines so aparten Namens erfreuen, wie sie selber, so verlangte sie doch mindestens, daß ein Name nicht ein bloßer Gattungsbegriff sei, wie Schulze, Müller oder Meier. Besonders Meier! Und dazu noch Maler! Die Sache, die sich da hinter ihrem Rücken angebandelt, war total hoffnungslos. Das hatte soeben voller Herzeleid Aennchen ihrem Fritz auseinandergesetzt. Der blickte sich wild ringsum im Erfrischungsraum des großen Waarenhauses, wo sie ihre heimlichen Zusammenkünfte abhielten, und sagte wüthend:

„Zum Donnerwetter, so mach' doch Schluß mit Deiner Tante! Ich hab' auch keine. Wozu mußt denn Du eine haben!"

„Ach, Fritz," sagte Aennchen nur in schmerzlichem Tone. Sie war ja eine blutarme, elternlose Waise! Zärtlich beugt er sich gegen sie vor und im Bemühen, ihr etwas zu sagen, fragt er:

„Was hast Du denn da reizendes um?"

In Wahrheit fand er das medaillonartige Miniaturbildchen, das ihr an einem dünnen Haarkettchen um den Hals hing, schauderhaft. Sie blickte ihn auch etwas zweifelnd an —

„Wirklich, findest Du's reizend? Die Tante hat's mir geschenkt, ich soll's ihr zu Ehren tragen. Es ist ein Bild aus ihrer Jugendzeit."

„Die Tante — ach nee!" Ihm bleibt der Mund offen stehen. Dieses an Wilhelm Busch gemahnende, holdlächelnde Jungfräulein in der Mode der längst verflossenen Biedermeierzeit —

„Aber Du — so alt kann sie doch nicht sein!"

„Ach, Du meinst wegen des Kostüms," sagte Aennchen. „Das hat sie mal zu einer Theateraufführung getragen und hat sich so malen lassen, weil der sie so hübsch drin fand, mit dem sie damals gespielt hatte. Er ist nachher gestorben — und war ein Schulamtskandidat."

„Und war ein Schulamtskandidat —" wiederholt Fritz Meier und schaut auf das Bildniß Fräulein Anastasias Jugendtagen. Was Aennchen ihm da angedeutet, rückt ihm die gefürchtete Tante menschlich näher, eröffnet ihm eine ganze Gefühlsbreitseite für geschickt dirigirte Angriffe, und wie elektrisirt ruft er plötzlich:

„Da muß sie ja ein Faible für die Biedermeierei haben! Und vom Biedermeier bis zum — Meier ist's nur ein Schritt. Heureka, mir kommt 'ne Idee!"

Und heimlich Hand in Hand sitzen sie flüsternd eine ganze Weile. Als danach Aennchen nach Hause kommt und dann wie das böse Gewissen hin vor die Tante tritt, da gibt's einen Aufschrei —

„Was — verloren hast Du's! Das wunderschöne Medaillon! Nichts dafür können. Natürlich kannst Du dafür! Die Haarkette durchgerissen? Das kommt von dem ewigen Dranzumzerren! Mit so was spielt man nicht. Das war ein Heiligthum! Vielleicht wiederkriegen — haha! wer das gefunden hat — so was Entzückendes — der gibt's nicht wieder raus!"

Und Tante Anastasia sollte recht behalten. Trotz ellenlanger, fettgedruckter Zeitungsinserate, die hohe Belohnung verhießen, meldete sich kein ehrlicher Finder. Dagegen fand Aennchen eines Tages auf dem Postamt unter einer zwischen Fritz und ihr vereinbarten Chiffre die lakonische Weisung:

„Heut Nachmittag mit Tante in die Kunstausstellung bewußten Waarenhauses gehen."

„Ach was," brummte die Tante, „immer ins Waarenhaus. Da verschenken sie auch nichts."

Aber Tante und Nichte gingen doch ins Waarenhaus, um ein paar Wirthschaftseinkäufe zu machen, die Aennchen als unaufschiebbar hingestellt. Der Weg zum Wirthschaftslager führte an der Kunstausstellung vorbei!

„Freier Eintritt heute —" steht über der Thür. Die Tante zuckt die Schultern. „Wer dafür wohl auch noch fünfundzwanzig Pfennig Entree zahlte!" Damit drückt sie die Klinke nieder und schreitet, von der Nichte gefolgt, in den Gemäldesalon. Verächtlich geht sie von Bild zu Bild —

„Mit so was wird nun die Zeit verbummelt und die theure Farbe verschmiert."

Doch plötzlich steht sie wie erstarrt — und ihre Lippen stammeln:

„Anna — da — da — siehst Du nicht — bist Du blind —"

O nein, sie ist nicht blind, hat's längst bemerkt, was die Tante so überwältigt — das kleine Bildchen da — ein graziöses Aquarell. In blühender Rosenlaube ein Biedermeierpärchen, er anbetend zu ihren Füßen knieend, sie sittsam schämig auf der Bank, ein Röslein in dem semmelblonden hochfrisirten Haar — Und dieses biedermeierliche Jungfräulein, das ist doch sie selber — sie, Anastasia Floribus! Das ist, ob auch geschmeichelt und verschönt, doch unverkennbar die Wiedergabe ihres verlorenen Jugendkonterfeis. Sie ist ganz außer sich, die Stimme überschlägt sich ihr—

„Das bin ja ich, so wie ich damals leibte und lebte! Und ich nicht allein— Er! O Gott, wie aus den Augen geschnitten — der blaue Rock mit den goldenen Knöpfen und die Rosenlaube, und wie er vor mir kniet und mich ansieht — und — und — ja! wie hängt das nur zusammen? Wo kommt das Bild her? Wer ist der Maler?"

Es sind viel Fragen auf einmal, mit denen die Tante plötzlich wie ein Stoßvogel auf die Aufsichtsdame losstürzt. Die nickt nur höflich und blickt zum Eingang hin —

„Dort kommt der Maler gerade zur Thür herein —"

Jawohl, dort kommt er lächelnd zur Thür herein, im selben Augenblick, wo Aennchen lebhaft interessirt zu einem Bilde an der entgegengesetzten Wand eilt. Und lächelnd bleibt Fritz Meier stehen, als Fräulein Floribus vor ihn hintritt und auf das Bild zeigt.

„Sie also haben das Bild gemalt?"

Doch sein Blick folgt nicht der Richtung ihrer Hand, sondern bleibt in ihrem Antlitz hängen, er stutzt, scheint aufs höchst betroffen.

Wie eine Siebzehnjährige erröthet Fräulein Floribus, als der noch immer in ihren Anblick versunkene Maler jetzt sagt:

„Das ist ja — ganz wunderbar—"

„Ja, es ist wunderbar", bestätigt Fräulein Anstasia, und fühlt sich von diesem Wunderbaren ordentlich durchzittert. „Und daß mich's interessirt, wie Sie darauf gekommen sind, das Bild zu malen, das werden Sie wohl einsehen."

Ob er's einsieht! Und nun erzählt er ihr eine regelrechte Räubergeschichte, denn natürlich war der Kerl ein abgefeimter Spitzbub', der dem Maler eines Morgens im Thiergarten das kleine Miniaturbildchen zum Kaufen angeboten hatte.

„Mein verlorenes Medaillon!" ruft Fräulein Anastasia — „und Sie haben's gekauft?"

Das hat er nicht — ist leider, leider nicht imstande ihr Eigenthum ihr wieder zurückzuerstatten. Nur sehr genau hat er sich das Bildchen angesehen und weil ihn die Erinnerung an das liebreizende Gesicht nicht mehr losgelassen — jawohl, „liebreizende Gesicht" sagte er — da hatte er's aus dem Gedächtniß gemalt und sich's nicht träumen lassen, daß er eines Tages die Freude haben würde, das Original des Konterfeis kennen zu lernen, das ihn so bezaubert.

Anastasia Floribus weiß nicht, was sie sagen soll. Sie kichert in sich hinein: „O jeh, o jeh — das lebendige Original heut'gen Tages — da hat sich's ausgezaubert —"

„Es giebt einen Zauber, der nie verblüht", sagt Fritz Meier und sieht sie mit seinen blitzenden braunen Augen an. Dann, nach ausdrucksvoller Pause sagt er noch: „Falls mir der Kerl, der Fundunterschlager, noch mal unter die Augen kommt, darf ich Ihnen da eine diesbezügliche Nachricht geben, meine Gnädigste?"

Jawohl, sie wäre ihm sehr verbunden dafür und nennt ihre Adresse. Er macht ihr eine ehrfurchtsvoll tiefe Verbeugung, und sie starrt ihm nach, bis sich die Thür hinter ihm schließt. Auf einmal fällt's ihr ein, daß sie ja doch in Begleitung hier ist und suchend fährt ihr Blick nach der Nichte herum. Die steht noch immer anscheinend ganz vertieft vor einer Landschaft an der andern Wandseite. Doch nun wendet sie das Gesicht der Tante zu. Es ist von rosigem Glanze übergossen und ihre Augen leuchten, die vollen Lippen aber wirft sie geringschätzend auf —

„War das aber ein fader Schwätzer! Na nud sein Bild — ich fand ja gleich nichts dran — und Aehnlichkeit mit Dir — nicht die Spur!"

Es ist ein kühner Schachzug, den Aennchen da macht, doch sie darf ihn wagen, sie kennt ihre Tante. Wie eine gereizte Wildkatze faucht die sie an—

„Was — keine Aehnlichkeit! Sprechend ist's — sprechend! Ein Kunstwerk ist's — Du aber — was Du freilich von Kunst verstehst!"

Aennchen beißt sich auf die Lippen, um nicht laut hinaus zu lachen vor heller Seligkeit. Die Tante aber geht noch einmal zu der Aufsichtsdame hin. Daß diese hinter dem Maler drein sich auf ein paar Augenblicke aus dem Salon entfernt hatte, ist ihr entgangen und nun mit dem Finger gegen die Verglasung des Biedermeierbildchens tippend, spricht sie:

„Sagen Sie mal, was kostet denn das Bildchen da?"

Eine kleine Pause, ein heimliches Lächeln, dann giebt die Aufsichtsdame — eingedenk der Instruktion, die ihr Fritz Meier zugeflüstert — den Bescheid:

„Dreihundert Mark."

„Drei—drei—hun—dert!" Fräulein Floribus wird beinahe grob. „Na, Sie wollen mir doch nicht etwa weismachen, es gäb' Dumme, die für so ein bißchen — dreihundert rauswerfen?"

„O, bei Kunstwerken kommt das weniger auf den Umfang, als auf den Künstler an. Ein Menzel erzielt noch höhere Preise."

„So — so — ein Menzel — na und das da — wer ist denn das?"

„Das ist ein Meier", klingt's mit Aplomb zurück.

Fräulein Floribus duckt ordentlich zusammen.

„Komm", gebietet sie ihrer Nichte und verläßt in deren Gefolgschaft das Waarenhaus. Reden thaten sie nichts, aber in ihrem Hirn schwingt's wie eine Schaukel hin und her:

„Meier — Menzel . . . Menzel — Meier . . ."

Und als am Abend die Nichte fragt: „Warum sagst Du denn gar nichts, Tantchen, und woran denkst Du denn?" da kommt orakelhaft die Antwort:

„Ich denk daran, daß man eben doch nicht alles über einen Kamm scheeren darf —"

Und in ihrem Hirn geht wieder die Schaukel hin und her:

„Meier — Menzel . . . Menzel — Meier . . ."

Am nächsten Vormittag bringt ein Dienstmann ein kleines Packet. „An mich?" verwundert sich Fräulein Floribus; dann wird sie auf einmal roth und blaß und ihre Hände fliegen — die Hände, die aus der Papierumhüllung das Biedermeierpärchen in der Rosenlaube herausgewickelt haben. Dem Bilde beigefügt ist ein Billet, worin der Maler Fritz Meier um den Vorzug bittet, dieses kleine Werkchen seines Pinsels Fräulein Floribus als geringen Ersatz für den von ihr betrauerten Verlust ganz ergebenst zu Füßen legen zu dürfen.

„Aber das — das — das kann ich ja doch nicht annehmen", stammelt sie — „nein, nein, das kann ich doch nicht!"

„Das finde ich auch", sagt Aennchen. „Du schickst's ihm eben zurück."

Da drückt die Tante das Bildchen an ihre Brust, wie eine Mutter ihr Kind.

„Zurückschicken!" schreit sie. „Das wäre eine Beleidigung. Natürlich nehm ich's an! Aber — zum Mittagessen werd' ich ihn dafür mal einladen müssen."

Am nächsten Sonntag speist bei Fräulein Floribus der Maler Fritz Meier zu Mittag, und Fräulein Anna Gadeubusch saß ihm gegenüber. Es war ein großer Augenblick, als die Tante beide miteinander bekannt machte, und sie nicht mit der Wimper zuckten. Viel sprachen sie nicht miteinander. Der Maler wandte sich mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit zumeist an die Tante, und die sagte nach des Gastes Fortgang:

„Na, weißt Du, Anna, so hättest Du auch nicht die ganze Zeit über dazusitzen brauchen — wie eine Gans, die nicht bäh sagen kann."

Da faßte Aennchen die Tante um die Taille und wirbelte sie im Kreis mit sich herum —

„Gänse können ja gar nicht bäh sagen. Das können nur Schafe. Und ein Schaf bin ich nicht. Süßes Herzenstantchen, gleich sagst Du, daß ich kein Schaf bin."

„Ein Kindskopf bist Du," sagte die Tante voll seltsamer Weiche. Ja, sie war noch ein echter, rechter Kindskopf, der nichts nach jungen Männern fragte. Doch wenn einmal der Tag kam, wo das Nichtchen danach zu fragen begann — sie hatte Mutterstelle an der elternlosen Waise übernommen — war's da nicht ganz in der Ordnung, wenn sie nun mütterlich vorzudenken begann, indem sie einen netten jungen Mann, obgleich er Maler war und obgleich er Meier hieß — beim Abschied gebeten, sich doch recht bald wieder bei ihr sehen zu lassen — —

Fräulein Floribus drückte die Hand aufs Herz, wo es ganz seltsam hämmerte. — Sie hatte zu Tisch zwei Gläser Wein getrunken, dazu der Ringelreihen mit dem tollen Dina, dem Aennchen — so was vertrug sie eben nicht mehr, darüber war sie hinaus — wie man so im Leben über alles hinauskommt —

Halb lächelnd, halb seufzend geht ihr Blick zur Wand hin, wo das Biedermeierpärchen in der Rosenlaube sich zärtlich in die Augen schaut. — Ja, ja, es hatte eben alles seine Zeit. — —

Und zärtlich blickten anderen Tages auch Aennchen und ihr Fritz sich auf der menschenleeren Seitentreppe des Waarenhauses in die Augen und selig flüstert sie ihm zu:

„Du — die Tante mag Dich furchtbar gern — ich glaub', wir kriegen uns doch noch!"

„Das glaub' ich auch," jubelt er, sie aber wiegt plötzlich bedenklich das Köpfchen hin und her —

„Eigentlich sollt' ich mir's doch erst noch mal gründlich überlegen, so einen wie Dich zum Mann zu nehmen — so einen ganz fürchterlich durchtriebenen Spitzbuben —"

Eine Gebärde der Abwehr, die Treppe hinauf und hinab ein spähender Blick, auf Aennchens Lippen brannte ein Kuß, und voll gekränkter Unschuld verwahrte sich Fritz Meier:

„Ein Spitzbub', ich — der Biedermeier, wie er im Buche steht!"

Bei den Maya in Yukatan.

Die Maya, die durch den jüngsten Aufstand gegen ihre mexikanischen Unterdrücker in den Vordergrund getreten sind, sind die Nachkommen des stolzen Herrenvolkes, das schon von den Azteken Mittelamerika eine hohe Gesittung gebracht hat. Verbreitet sind sie noch heute in ganz Mittelamerika, aber am reinsten erhalten sie sich in Yukatan. Auf dieser weltabgelegenen Halbinsel nämlich besteht, vielleicht schon aus der vorazteckischen Zeit her, das ungeschriebene Gesetz, daß die Kinder der bessern Hand folgen. Kinder einer Maya und eines weißen Mannes wären also Weiße, ebenso aber auch Kinder einer weißen Mutter und eines Maya-Vaters. Beides würde den herrschenden Mexikanern nicht passen, denn die Maya sind seit Jahrhunderten ihre Schuldknechte, weiße Kinder wären also nicht eine Vermehrung ihres lebenden Arbeitsinventars, sondern eine unnütze Last. Die von Urväter Zeiten her dem Pflanzenbesitzer verschuldeten Maya aber sind das werthvollste Besitzthum der ganzen Pflanzung. Sie gehen als solches beim Wechsel des Eigenthümers zu hohen Preisen in den Besitz des neuen Herrn über.

Von Geld und Geldeswerth haben die Maya keine Ahnung. Wenn aber einmal einer doch Anstalten treffen sollte, sich aus der ererbten Schuldknechtschaft zu lösen, dann weckt der Herr bei ihm flugs neue Bedürfnisse, die ihn unfehlbar in neue Schulden und damit in dauernde Abhängigkeit von dem Herrn der Pflanzung verstricken. So kommt es, daß besonders die Mayafrauen bei festlichen Gelegenheiten einen Pomp entfalten, der zu ihrer Schuldknechtschaft schlecht zu stimmen scheint. Und doch erklärt es sich als ein schlaues Verfahren ihrer Herren, daß sie die Begehrlichkeit der Naturkinder mit nichtigem Tand, Ohrringen goldenen Kreuzen und Medaillen aufstacheln, um sie nach den für Yukatan geltenden strengen Schuldgesetzen in dauernder Abhängigkeit zu halten. Nichts Reizenderes übrigens als eine frohe Festversammlung zierlich geputzter Mayafrauen. An Sonn- und Festtagen, bei Hochzeiten, Kindtaufen und sonstigen Feiern gehen alle Maya, Männer und Frauen in blendendem Weiß. Im Gegensatz zu den Kreolen sind nämlich die Maya ungemein sauber, sauber an Leib und Seele. Die Kleidung ist im Tropenklima entsprechend leicht. Ueber der leinenen Hose des Mannes, dem Leinenrock der Frau wird das bis zu den Knien herabfallende Hemd getragen. Bei den Frauen sind Rock und Hemd reich bestickt, nicht nur mit unserer billigen Maschinenstickerei, sondern auch mit einem eigenartigen Ranken- und Blumenmuster, in dessen Herstellung die Mayafrauen seit alters Meisterinnen sind.

Die Maya sind zumal in jugendlichem Alter hübsche Menschen. Bei dem Karnevalszuge in Merida dienen Maya-Mädchen als Königinnen der Schönheit. Die Frauen neigen nach der Verheirathung etwas zur Körperfülle. Aber bei der angestrengten Arbeit in tropischer Sonne verliert sich diese Neigung bald wieder, Wohnung und Nahrung der Maya auf den mexikanischen Pflanzungen sind mehr als bescheiden. Die Hütten sind aus roh geschichteten Blöcken des heimischen Korallen- und Muschelkalks aufgebaut und mit Sisalstroh gedeckt. Im allgemeinen ist die Behandlung durch die Herren in deren wohlverstandenem Interesse hart, aber noch eben erträglich. Man pflegt ja auch sonst in der Welt nicht die Hühner zu schlachten, die die goldenen Eier legen. Wenn der Druck aber zu stark wird, und es nicht sogleich zur Empörung kommt, dann verschwinden die Maya von den Pflanzungen. Wohin, das ist für den, der zum ersten Male Male vom Hafen Progreso über die Hauptstadt Merida ins Pflanzungsgebiet fährt, zunächst ein Rätsel. Denn ganz Yukatan ist ein Flachland, in dem sogar die Tempelberge der alten Maya haben künstlich geschichtet werden müssen, ein Flachland, das mit seinen niedrigen Bodenwellen aus Korallen und Muschelkalk den Eindruck erstarrter Meereswellen macht. Die aus der Verwitterung der Bodenschichten entstandene Humusschicht ist trotz des geologischen Alters des Lande nur dünn. Für den Anbau der nach dem alten, jetzt durch Progreso abgelösten Hafen Sisal benannten Agavefaser reicht der spärliche Fruchtboden aber aus. Der Sisalbau erlaubt es den Kreolen, auf den Pflanzungen ein Schlaraffenleben zu führen oder auch in Paris und anderen Lebesstädten ihr Geld an den Mann oder besser an die Frau zu bringen. Für die Maya ist der Sisalbau der Fluch, der sie an die Scholle kettet, da ihre billige Arbeitskraft nicht einmal von den Negern Afrikas unterboten wird. Wird aber der Druck zu stark, so verschwinden die Maya unter der Erde.

Wenn man mit der Eisenbahn von der Hauptstadt Merida nach Tikul in der Nähe der Tempelreste von Uxmal fährt, fallen einem Papaya- und Palmbäume auf, die anscheinend nur eine Krone, aber keinen Stamm haben. Fragt man einen mitreisenden Landesbewohner nach dem Zusammenhang, so erfährt man, daß der 40 Fuß lange Stamm in der Erde steckt, in einer Höhle, die die tropischen Regengüsse und die ständigen Wasserläufe des Landes in dem weichen Muschelkalk ausgewaschen haben, so daß nur noch die härteren Korallenbänke stehen geblieben sind. Aeußerlich sind diese Höhlen meist gar nicht zu entdecken. Alle sind mit reicher tropischer Vegetation überwuchert, aber gerade die, die seit alters den Maya als Zufluchtsstätten dienen, tragen nicht das Wahrzeichen einer aus dem Boden aufragenden Palmbaumkrone. Diese Höhlen sind uralt. Das beweisen die Freskomalereien, die nicht von den heutigen Maya, sondern von ihren Vorfahren herrühren, Malereien, die genau an die Wandmalereien ägyptischer und etrustischer Gräber erinnern, wie ja alles, was wir von den Maya wissen, nicht auf einen Zusammenhang mit den von Ostasien gekommenen Indianern, sondern unverkennbar auf ihre Zugehörigkeit zur kaukasischen Rasse hinweist. Die Gesichtsbildung der jahrhundertelang und vielleicht schon seit der Aztekenherrschaft reingebliebenen Maya ist vollständig europäisch, genauer semitisch. Europäisch ist auch ihre Kunst.

Die bedeutendsten Denkmäler der Maya sind ihre Tempelberge. Wie die ägyptischen Pyramiden sind sie über quadratischem Grundriß künstlich aufgebaut, nur besteht das Baumaterial nicht aus Lehmziegeln, sondern aus dem heimischen Korallen- und Muschelkalk. Die heute vielfach zerstörten Seitenflächen weisen noch auf weiten Strecken die alte Steinbekleidung auf, auch zeigen sie noch zwischen den im Winkel von 45 bis 66 Grad ansteigenden glatten Steinwänden aufwärts führende Treppen. Diese verbinden die Priesterwohnungen am Fuß des Tempelberges mit dem Gotteshause auf der Spitze. Die Priesterwohnungen sind Zellen, die in langer Reihe nebeneinander um die vier Seiten des Berges umlaufen. Die Zellendecken sind, wie alle eingedeckten Bauten der Maya, nicht gewölbt, sondern durch Ueberkragung geschichtet. Der Tholas-Bau, der uns besonders aus den mykenischen und vormykenischen Bauten, dem Schatzhause des Atreus und so vielen anderen in Griechenland und Vorderasien bekannt ist, ist die Bauweise der Maya, ein Hinweis, daß ihre Berührungen mit der alten Welt in die vorgriechische Zeit zurückreichen. Auf den Orient weist auch der eigentliche Tempelbau. Der Tempel auf der Bergspitze ist ein Rundbau, bei dessen Anlage das Schlangensymbol bestimmend war. Die religiösen Vorstellungen der alten Maya werden beherrscht von dem Symbole der Schlange. Dies weist auf den Orient der alten Welt hin. Die in sich zurücklaufende kreisrunde Schlange ist in allen morgenländischen Religionen wie noch heute im Christentum das Sinnbild der Ewigkeit. Die Schlange hütet in den Tempeln den Eingang. Mit ihrem ungeheuren Leibe umschlingt sie den ganzen Bau auf dem Berge und läßt nur den Eingangsbau frei, streckt aber neben ihm dem Eintretenden den drohend aufgerissenen Rachen und den furchtbaren Schweif entgegen. Wer in das Haus der Schlange eintritt, der tritt in das Haus des Ewigen, in das Haus Gottes; er läßt die Welt da unten hinter sich. Die Schlange ist das Hauptsinnbild der Maya-Religion, und vielleicht hat das Volk von dem Sinnbilde den Namen. Noch heute heißt eine Schlange in Yukatan Maya.

Wie die religiösen Sinnbilder weisen auch die Bauformen auf den alten Orient hin. Die gewaltigen Tempelberge mit ihren umlaufenden Hallen erinnern an ägyptische und noch mehr an vorderasiatische Bauwerke, wie sie jetzt aus dem Schutt der Jahrtausende wieder zum Tageslicht erstehen. An vorderasiatische Vorbilder mahnt auch das hauptsächliche Ziermittel, der Mäanderfries. Nicht nur gezeichnet, sondern auch in den Kalkstein ausgehauen, bedeckt er in langen Linien die Stirnseiten der Priesterwohnungen. Meist erscheint er rein, manchmal auch gemischt mit anderen geometrischen Ornamenten unseres Orients, mitunter auch abwechselnd mit den phantastischen Gebilden, die uns aus der Bauweise der Azteken vertraut sind. So erscheint die Kultur der Maya als ein Ausländer der altorientalischen Kultur. Lange vor Homer scheinen die Maya aus Vorderasien auf dem Seewege nach Mitelamerika verschlagen worden zu sein. Vielleicht sind es Nachkommen von phönizischen Seeleuten, die, mit der Meeresströmung nach Amerika getragen, nicht mehr den Rückweg gefunden haben und wie so viele andere als verschollen galten. Jedenfalls sind ihre Bauwerke sowohl wie ihre heutigen Nachkommen Reste eines uns verwandten hochentwickelten Volkes. Bei dem Kampfe, der sich jetzt zwischen den Maya und ihren Unterdrückern entsponnen hat, kann man daher nur wünschen, daß er nicht in einen Vernichtungskampf der herrschenden Mexikaner gegen die Naturkinder ausarte, man sollte eigentlich auch hoffen dürfen, daß nach beendetem Kampfe die wieder Unterworfenen menschenwürdiger als bisher behandelt würden.

Hubert J. Boeken.

— „Sag' mal Brandner, läßt du heuer deine Ernte wieder gegen Feuer versichern?"
— „Nee, das hat bei den Zündholzpreisen keinen Zweck!"

Genau.

Dame A.: „Was kostet Sie das entzückende Kleid?"

Dame B.: „Zwei Ohnmachten und einen Tassenkopf Thränen!"

Netter Sportgenosse.

Sommerfrischler: „Sie haben mich ja schön hineingelegt: nehmen mich zum Angeln mit und nun muß jeder 5 Mark Strafe bezahlen!"

Bauer: „Bezahlen? Nu, das fehlte noch! Die brumm'n wir ab!"

Unpassende Partie.

Dame: „.... Also wirklich schon wieder entlobt, Herr Baron?"

Baron (Autler): „Freilich! Das Mädel konnte ja nur 50 Kilometer die Stunde vertragen!"

Unwürdig.

Sergeant: „Fräulein Anna, ich verehre Sie, ich liebe Sie, ich bete Sie an!"

Dienstmädchen: „Ach, Herr Sergeant, ich verstehe ja bloß die ganz gewöhnliche, bürgerliche Küche."

Zur zweiten Natur geworden.

„Der bekannte Ringkämpfer Strecker will jetzt, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hat, heirathen."

„Der kann eben nicht mehr leben ohne Zweikampf!"

Kostspielige Ablenkung.

Er: „Es ist zu dumm, ich bringe die unangenehme Geschichte, die mir im Bureau passirte, nicht mehr aus dem Kopfe."

Sie: „Weißt Du was, Männchen, ich mache mich rasch fertig, wir gehen zusammen in die Stadt, und Du kaufst mir einen neuen Hut; dabei kommst Du gleich auf andere Gedanken!"

„Aber, Fräulein Evchen, warum sträuben Sie sich denn gar so sehr, meine Huldigungen anzunehmen?"
„Ach, Sie haben ja eine feuerrote Nase!"
„Na, die glüht doch nur für Sie allein!"